

Rassismus

Ein persönlicher Erfahrungsbericht zu einem hochpolitischen und moralisch aufgeladenen Thema

Theo Rauch, September 2020

„Black Lives Matter!“ – Schlimm, dass man das im Jahr 2020 erneut betonen muss. Schwer erträglich, dass man in der – bis vor fünf Jahrzehnten allerdings noch rassistisch exklusiven – Vorreiterdemokratie USA bis heute noch sich nur für den Polizeidienst bewerben muss, um Menschen dunkler Hautfarbe ohne Anlass in aller Öffentlichkeit mit geringem Bestrafungsrisiko umbringen zu dürfen. Die USA mit ihrer speziellen Geschichte als moderner Sklavenhaltergesellschaft sind hier sicherlich ein besonderer Fall. Aber auch in deutschem Polizeigewahrsam ist in diesem Jahrhundert schon ein afrikanischer Häftling auf ominöse Weise verbrannt, ohne dass das Gericht sich in der Lage sah, eine Schuld der beaufsichtigenden Beamten zu erkennen. Und der größte, explizit rassistisch begründete Völkermord aller Zeiten fand hierzulande zu Lebzeiten der Generation meiner Eltern statt. Rassistische Gewaltverbrechen finden und fanden also relativ nahe an unseren liberal-demokratischen Gesellschaften statt und nicht etwa in einer ganz anderen Welt. Die nun vielfach geäußerte Vermutung, dass rassistische Gewalt ihren Nährboden findet in rassistischen Institutionen und in einer weit verbreiteten rassistischen Grundhaltung ist also sicher nicht völlig verkehrt. Es lohnt sich, dieser Vermutung auf Erfahrungsbasis nachzugehen. Nun gibt es zu diesem Thema unzählige wissenschaftliche Untersuchungen, von denen mir allenfalls Zusammenfassungen aus den Medien bekannt sind. Mir scheint es aber lohnend, aus subjektiver Zeitzeugen-Perspektive meine Erfahrungen mit, vielleicht auch meinen Anteil an, Rassismus im Laufe meiner 75 Lebensjahre aufzuarbeiten. Eher induktiv als deduktiv. Also ohne vorab zu klären, was ich unter „Rassismus“ genau verstehe. Ohne eine a priori theoretische Einbettung in gesellschaftliche Verursachungszusammenhänge. Einfach nur **Wahrnehmungen und Erinnerungen zu dem Thema**, notgedrungen selektiv.

Rassismus hat mein Leben begleitet. Nie dominant, weil ich ja kein Opfer war, nie darunter litt, aber immer als konfliktäres Thema. Geboren 70 Tage nach Ende eines militant rassistischen Gewaltregimes, das obendrein seine Ursprünge an meinem Geburtsort hatte. Einem Regime – das muss man sich immer wieder vergegenwärtigen –, das sich die totale Ausrottung von Millionen von Menschen einer „Rasse“ zum obersten politischen Ziel gemacht hat und die Unterwerfung und Versklavung benachbarter, als minderwertig klassifizierter Völker („Slawen“) zur angestrebten Existenzgrundlage. Die diese Verbrechen begleitende rassistische Propaganda war während der 12 Jahre vor meiner Geburt in aller Ohren. - Aufgewachsen in München, in der amerikanischen Besatzungszone, wo schwarze Soldaten zum Alltagsbild gehörten und in meiner Generation auch einige dunkelhäutige „Besatzungskinder“ groß wurden. - Seit Kindheit fasziniert von Afrika, dem „dunklen Kontinent“, bis zu meinem 15. Lebensjahr noch unter Kolonialherrschaft, dessen Menschen damals hierzulande noch mehrheitlich als „Wilde“ wahrgenommen wurden. - Kaum fünf Jahre nach der formellen Beendigung der Kolonialzeit als Student für drei Monate zu einem „Arbeits- und Studienaufenthalt“ in Malawi (dem „warmen Herzen Afrikas“ laut Tourismuswerbung) verbracht und später insgesamt ca. 12 Jahre meines Lebens südlich der Sahara gelebt und gearbeitet, stets mit Kolleginnen und Kollegen, Chefs, Mitarbeitern und Hauspersonal dunkler Hautfarbe. Als Juso im Anti-Apartheid-Bündnis Plakate zum Boykott des südafrikanischen Apartheid-Regimes geklebt. Und schließlich habe ich 45 Jahre meines Lebens über die Problematik der „Entwicklungsländer“ bzw. „unterentwickelten gehaltenen Länder“ (wie wir diese zeitweise titulierten), gelehrt und auch ein Schulbuch über Afrika geschrieben. Das geht gar nicht, ohne sich auch zum Thema Rassismus zu positionieren. Bei berufsvorbereitenden

Trainings für zukünftige Entwicklungshelfer versteckte sich das Thema meist unter dem Begriff „interkulturelles Management“.

Die verweigerte Schokolade

Meinen ersten Fall von Rassismus kenne ich nur aus dem Anekdotenschatz meiner Mutter. Ich befand mich wohl im 2. Lebensjahr, als in der Straßenbahn ein netter dunkelhäutiger US-Soldat mir süßem kleinen Jungen ein Stück Schokolade zustecken wollte. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass in den Hungerjahren 1946/47 Schokolade – zumindest in dem Milieu, in dem ich aufgewachsen bin – gänzlich unbekannt war. Anstatt mich also über das tolle Geschenk zu freuen, fing ich lauthals zu schreien an. Ob das nun an der dunklen Farbe des angebotenen Genussmittels oder an der dunklen Hautfarbe des Spenders oder vielleicht auch an dessen Uniform lag, wusste auch meine Mutter damals nicht mit Sicherheit einzuschätzen. Klar war aber: Der Soldat könnte das auf sich beziehen. Meine Mutter beteuerte dem Mann (soweit dies die Sprachbarriere zuließ), dass ich Schokolade nicht kenne und versuchte mit sanfter Gewalt mir das Ding zwischen meine zusammengepressten Lippen zu schieben, um mich auf den Geschmack zu bringen und schämte sich wohl zutiefst wegen des im Raum stehenden Rassismusverdachts. Etwas ganz Ähnliches ist übrigens Maria im holden Alter von zehn als Kommunionkind passiert, als sie angesichts der dunklen Hand des neuen tamilischen Gemeindepfarrers den Mund verschloss und die Hostie verweigerte. Woraufhin sie zuhause zum ersten und einzigen Mal in ihrer Kindheit von ihrem peinlich berührten, erbosten Vater mit ein paar Ohrfeigen bestraft wurde.

Bayrische Rassismen in den 50er Jahren

Der dunkelhäutige Jonny aus der Nachbarschaft, Sohn eines US-Soldaten war zwar hin und wieder mal ein Thema, aber – da er ja „ganz normal“ bayrisch sprach – unter uns Kindern wohl gelitten und bekannt als torgefährlicher Stürmer. Motto: „Mia ham an Neger bei uns im Block; aber der is a net anders ois mia“. Über dessen eigener Wahrnehmung seiner Kindheit weiß ich aber nichts. Bei uns zuhause galt die Botschaft: „Die Menschen sind alle gleich. Überall gibt’s Solche und Solche. Die Schlimmsten sind oft die eigenen Leut“. Hauptgegenstand von fremdenfeindlichen Vorurteilen waren natürlich weder die Schwarzen, noch die Russen oder die Italiener. Alle negativen Energien, die eine Gemeinschaft gegen die Anderen zu mobilisieren weiß richteten sich bei uns gegen die Preußen. Die haben nicht nur den König Ludwig umgebracht, der preußische Militarismus wurde auch als Nährboden des Nazi-Regimes bezichtigt (mit dieser Hypothese sind wir als Einwohner der einstigen „Hauptstadt der Bewegung“, uns selbst als friedliebende liberale Bürger stilisierend, groß geworden - im Ernst!) und sind die, die sich als „zugereiste“ Mitbürgerinnen im Metzgerladen immer lauthals vordrängen. Entsprechend auch der meist in leicht selbstironischer Tonlage vorgetragene Rassismus-Witz in Bayern: „Der Neue, des is a Schwarzer!“ – „Dann iss’ wenigstens koa Preiß net!“

Huckleberry Fynn, vom Winde verweht und Karl May

Bei „Tom Sawyer und Huckleberry Fynn“ fand ich immer den Huck Fynn die faszinierende Identifikationsfigur. Ohne wahrgenommen zu haben, dass ersterer ein weißer und letzterer ein schwarzer Junge war. Weniger begeistert hat mich „Onkel Toms Hütte“, obwohl das mein kindliches Ungerechtigkeitsempfinden mobilisierte. Ich war um die zehn Jahre alt, als bei uns alle Erwachsenen „Vom Winde verweht“ lasen und dann auch im Kino anschauten (lief damals in München über ein Jahr im Tivoli, unserm anspruchsvollsten Erstaufführungskino). Jüngst im Feuilleton der SZ beschrieben als „rassistischer Film gemacht von Rassisten für ein rassistisches Publikum“. Ich kann mich noch gut an die Begeisterung meiner Mutter erinnern, aber auch an die Diskussionen, dass da die Brutalität der Sklavenhaltung doch etwas beschönigt wurde. Karl May prägte uns wohl eher im Sinn des „edlen Wilden“

(Winnetou) und des mystischen Orientalismus, vermittelte aber dezidiert die Botschaft, dass die Edlen und die Schurken etwa gleich über die Völker verteilt sind.

Exotisierender, missionierender und kolonialzeitlicher Blick des kleinen Theo auf Afrika

In jenem Alter etwa kam ich über die Kirche mit dem Topos „arme Negerkinder“ in Berührung und lernte, dass man denen helfen muss. So wie der Albert Schweitzer im Urwald von Lambarene. Mein erstes Vorbild, zumal mir klar war, dass ich an Fritz Walter nie würde rankommen können. Gleichzeitig schaute ich mir im Kino jeden „Kulturfilm“ über Afrika an. Natürlich nicht wegen der „nackerten Weiba“, wie mein schon pubertierender Wiener Cousin unkte. Aber die Trommeln, die Tänze, die unheimlichen Masken, die setzten in mir schon emotional was in Bewegung. Faszination für das „Wilde“, das „Ursprüngliche“, das „Spontane“. Sowas wie kindliche Zivilisationsflucht. Als sozialwissenschaftlich geschulter Mensch weiß ich natürlich heute, dass diese Art von exotisierender Zuschreibung von positiv bewerteten Eigenschaften anderer Völker, solche Projektionen des „edlen Wilden“ auch eine Form rassistischer Vorurteile sind: Sie entsprechen weder der Lebensrealität der derart Charakterisierten und sie degradieren diese zum Sehnsuchtsobjekt (Einwurf: Es gibt da wohl schlimmere Vorurteile). Wobei die Sehnsucht letztlich keinen Zweifel daran lässt, dass wir bei aller Romantik halt doch unsere zivilisatorischen Errungenschaften für das überlegenere Modell halten. Als noch nicht sozialwissenschaftlich sensibilisierter Jugendlicher hätte ich mich aber für einen empathischen Afrikaner-Sympathisanten gehalten und den Rassismusvorwurf für ein Produkt verstiegener Theoretiker. - Eine Anekdote, die beim Thema Rassismus nicht fehlen darf: In jener Zeit waren Cowboy- und Indianerspiele sehr populär bei vorpubertären Jungen. Meiner Erinnerung nach waren Indianer eher die beliebtere Rolle. Ich mochte beide Rollen, mochte das ganze Spiel nicht. Nicht etwa, weil ich ein früh sensibilisierter Anti-Rassist gewesen wäre, der damals schon die historische Realität der Ausrottung der indigenen nordamerikanischen Völker auf dem Schirm gehabt hätte. Vielmehr, weil ich – dank Einfluss meines Vaters – ein strikter Pazifist war, der wusste, dass man das Töten von Menschen nicht spielen sollte. Da ich damals schon eine leicht missionarische Ader hatte, gleichzeitig aber nicht als moralisierender Miesmacher dastehen wollte, dachte ich mir (als Afrophiler) das Spiel „Neger¹ auf Löwenjagd“ als Alternative aus und konnte tatsächlich einen Teil der jüngeren Spielkameraden aus unserm Hinterhof dafür begeistern. Es gab damals im Nachkriegs-München noch jede Menge Freiflächen, die man sich mit ein wenig Phantasie als afrikanische Savanne vorstellen konnte. Für uns Kids waren damals jedenfalls sowohl „Indianer“ als auch „Neger“ positive, tendenziell heroische Identifikationsfiguren.

Referate über Livingstone und Mandela am Gymnasium

In einem Referat im Englischunterricht über Livingstone in der gymnasialen Mittelstufe war es mir wenige Jahre später wichtig zu betonen, dass Livingstone anders als sein Kollege Stanley als jemand galt, der den lokalen Bevölkerungsgruppen, die er „entdeckte“ mit Respekt und positivem Interesse gegenübertrat. Etwa zur gleichen Zeit – es ist mir heute noch peinlich, das zu bekennen, darf aber bei einer Story über Rassismus nicht fehlen – sangen wir mit voller Begeisterung auf Klassenfahrten etc. das Lied „Schwarz wie Kohle, vom Scheitel bis zur Sohle, ist der Neger Jim“ (dem es „im Leben oftmals schlimm“ ging). Ich glaube, ich empfand das damals als kleine Grenzüberschreitung, so wie mal

¹ Für die Jünger: „Neger“ galt damals noch nicht als despektierlich im deutschsprachigen Raum. Als wichtige sprachliche Differenzierung aber lernten wir schon Ende der 50er Jahre im Englischunterricht, dass „Nigger“ rassistisch sei, „Negro“ aber eine akzeptable Selbstbezeichnung der schwarzen Amerikaner. „Negro“ wurde mit „Neger“ übersetzt. Erst ab Ende der 60er Jahre – ich glaube durch die Black Power Bewegung in den USA – wurde „Neger“ auch bei uns zum No-Word.

bei einem dreckigen Witz mitlachen. Harmlose Sünde, sozusagen. Man wollte ja nicht als moralinsauer gelten. Gleichzeitig war mein großer Schwarm 1960, zur Zeit der Olympischen Spiele in Rom, Wilma Rudolph, die „schwarze Gazelle“, die Goldmedaillengewinnerin in allen Sprintdisziplinen. Weitaus „traumhafter“ als ihre blonde Hannoversche Rivalin Jutta Heine. Das hatte nichts mit politischem Anti-Rassismus zu tun (über Rassendiskriminierung in den USA erfuhr ich erst ein paar Jahre später), sondern zeugte davon, dass „Rasse“ damals für uns Kids kein Thema war. Die Herabwürdigung von Rockn’Roll und Jazz als „Negermusik“ seitens unserer Eltern konnte weder die Begeisterung für diese Musik mindern, noch löste sie Debatten um Rassismus aus.

Im Schuljahr 1962/63, als Nelson Mandela inhaftiert wurde und das Thema „Apartheid“ bei uns in den Medien auftauchte, hielt ich (auch im Englischunterricht) ein Referat über das südafrikanische Apartheid-System. Altersgemäß hatte sich die romantische Faszination und das Mitgefühl für die „armen Negerkinder“ in eine anti-rassistische politische Haltung verwandelt. Am Ende des Anti-Apartheid-Referats fragte mich die Oberstudienrätin „Fräulein“ Abel (geschätzt Jahrgang 1915): „Ja aber – möchten Sie denn neben so einem Schwarzen wohnen?“ Die Boateng-Frage von AfD-Gauland. Damals noch nicht naziverdächtig, eher normal spießbürgerlich. Ich weiß noch genau, wie mich die Frage emotional empörte, ich aber nicht versäumte, damit zu punkten, dass das Gemeine an dem System ja nicht primär die Trennung, sondern die Diskriminierung, Ausbeutung und Unterdrückung sei.

Antisemitismus

Das Wort „Jude“ war in meiner Jugend tabubesezt. Es löste Befangenheit aus. Zu schrecklich, fast unaussprechlich schien, was „mit denen passiert war“ – wie der Holocaust gemeinhin umschrieben wurde. Als Kind war ich mir zeitweise nicht sicher, ob man „Jude“ sagen durfte oder ob das ein abschätziger Begriff wie heute „Neger“ war. Ich selbst kannte keine Juden, lernte, dass man diese meist auch nicht von Deutschen unterscheiden könne. Nur hin und wieder hörte ich, dieser oder jene seien wohl - dem Namen nach zu schließen - Juden. Meine Eltern, als stets sozialdemokratisch gesinnte (wenngleich schweigende) Anti-Nazis redeten selten, aber nie schlecht über Juden. Judenwitze waren in meinem Jugendfreundeskreis absolutes No-Go. Wer über Ermordete auch noch Lästliches sagte, mit dem wollte man nichts zu tun haben. Erst später bei der Bundeswehr bekam ich häufiger mal antijüdische Bemerkungen zu hören. Später auch erst erfuhr ich, dass meine Mutter in den 20ern in Wien überwiegend als Hausangestellte bei reichen jüdischen Familien gearbeitet hatte. „Auch bei denen gab’s solche und solche“ war ihre Einschätzung. Das Problem, das ich bis heute in mir herumtrage: „Die Juden“ waren für mich immer erst einmal Opfer, denen gegenüber ich als Angehöriger des Tätervolkes nie ganz meine Befangenheit ablegen konnte. Bei allen Bemühungen, dies durch Freude an der Klezmermusik, durch Besuch jüdischer Restaurants, durch Lektüre von Amos Oz und Grossmann und durch eine zwar historisch verstehende, aber doch das Unrecht an den Palästinensern deutlich anprangernde Positionierung gegenüber israelischer Vertreibungspolitik zu bewältigen.

Die soziologische Dekonstruktion von Normalität

Rassismus findet seinen Nährboden auch darin, dass Menschen dazu tendieren, sich selbst und die ihnen anezogenen und vertrauten Gepflogenheiten und Werte als „normal“ zu empfinden. Nicht wenige Völker (unter anderem die alten Chinesen) setzten ihre Selbstbezeichnung als Volk gleich mit „Mensch“. Diese selbstbezogene Wahrnehmung führt natürlich fast zwangsläufig dazu, alle anderen als Untermenschen, als unnormal, als abartig zu betrachten. Als reisefreudiger und von fernen Ländern faszinierter junger Mensch war mir zwar schon früh im Leben klar, dass die Sitten und Bräuche anderswo sich von unseren unterscheiden. Gerade das war ja das Faszinierende an der zu entdeckenden Welt. Aber dass man als Mensch danach strebte, sein individuelles Glück zu suchen (jeder und jede nach seiner bzw. ihrer Façon), dass man als Mann und als Frau sich seinen Lebensgefährten bzw.

-in nach seinen ganz persönlichen Vorstellungen unter Berücksichtigung seiner Gefühle, aber auch von pragmatischen Lebensaspekten aussucht, das schien mir zum Beispiel normal oder zumindest für jeden Menschen erstrebenswert. Es dauerte bis zu meinem Universitätsstudium, meiner ersten Soziologievorlesung zum Thema Normen und Werte, bis mir wirklich klar wurde, dass diese Normen historisch und global betrachtet alles andere als normal waren, sondern eine recht spezielle Weltanschauung abendländisch-bürgerlich-städtischer Gesellschaften. Ich konnte 1965 noch eine Reifeprüfung mit gutem Ergebnis absolvieren, vermeintlich in humanistischem Sinne aufgeklärt, ohne mir ernsthaft Gedanken darüber machen zu müssen, wie uninformiert, borniert und vorurteilsträchtig mein Verständnis dessen war, was „normal“ ist. Wer sich und die Seinen für normal hält, tendiert automatisch dazu, Andere abzuwerten. Sozialisation bestand bei uns – wie in naiven Gesellschaften – darin, uns mit den Werten der eigenen Gesellschaft vertraut zu machen ohne uns bewusst zu machen, wie speziell und damit relativ diese sind. Heute kommt mir das etwa so vor, wie wenn man uns in dem Glauben gelassen hätte, als Erdbewohner der Mittelpunkt des Universums zu sein.

„Colour Blind“ in Afrika?

Die erste irritierende Erfahrung nach Betreten afrikanischen Bodens 1969 war: „*Colour of skin matters*“. Da half erstmal keine „wir sind alle gleich“ Philosophie. Da half auch meine angeborene Neigung, alles Fremde erst mal als faszinierend zu sehen nichts. Im Menschengedränge der City von Nairobi oder auf dem Markt von Blantyre sahen die Afrikaner erstmal alle ziemlich gleich aus. Und ich anders Aussehender zog viele Blicke auf mich. Kinder in Dörfern, wo Weiße selten auftauchten, berührten – manche schüchtern, andere mutig-frech – meinen Unterarm, um zu testen, ob so eine weiße Haut sich anders anfühlt, vielleicht auch um zu checken, ob das überhaupt eine richtige Haut oder – so rosig wie es ausschaute – vielleicht nacktes Fleisch war. Heute weiß man, dass es genetisch gar keine Rassen gibt. Aber für meinen, offensichtlich aber auch für deren, optischen Sinn empfand ich da erst mal eine fundamentale Andersartigkeit, die sich nicht leugnen ließ. Das änderte sich erst allmählich. Bei späteren Langzeitaufenthalten in Sambia, Südafrika, Ghana konnte ich feststellen, dass es etwa drei Monate brauchte, bis ich im physikalischen Sinne „*colour blind*“ wurde. Bis ich in den Afrikanern und Afrikanerinnen primär den Hageren oder den Feisten, die agile Kokette oder die alte Grantlerin, den Frömmeler, den Bärtigen oder die Kurzgeschorene sah. Aber auch den Gewissenhaften, die Pingelige, den Intelligenzbolzen oder den Klugschreiber auf Anhieb zu erkennen glaubte, genauso wie zuhause an der Uni. Maria hat dieses Phänomen des nur allmählich abnehmenden rassistischen Blicks in ihrer Story „Wir sind alle anders, so wie Ihr“ mal sehr anschaulich thematisiert. Diese Art von „rassistischem Blick“ erscheint mir als nichts anderes als das Phänomen der mangelnden Differenzierungsfähigkeit des Fremden. So wie der Nicht-Kenner Mozart und Beethoven, einen Trollinger von einem Chianti und die Spielweise eines Ronaldo von der eines Messi nicht zu unterscheiden vermag. Diese Art von rassistischem Blick hat folglich wohl auch noch nichts mit kolonialistischer oder fremdenfeindlicher Deformation zu tun. Rassistisch aber bleibt der Blick in seinem Wesen, weil er die Individualität der Anderen nicht hinreichend zu würdigen weiß. Insofern bleibt für den am Prinzip der Gleichheit orientierten Menschen in der Begegnung mit Fremden dieser Moment der Peinlichkeit nicht erspart, die Andern nicht zu erkennen. Dazu kommt: Wer nicht zu differenzieren vermag, tendiert zwangsläufig eher dazu zu pauschalisieren. Und schon sind wir bei den Stereotypen: Die Preußen sind vorlaute Klugschreiber, die Franzosen wissen zu leben, die Italiener sind Frauenverführer, die Amis oberflächlich freundlich und die Afrikaner sind gesellig und machen tolle Musik. Hier kommt zur mangelnden Kenntnis der Anderen auch noch das denkfaule und anmaßende Bedürfnis nach einfachen Aussagen über das, was man nicht versteht. Ich betone das an dieser Stelle nicht, weil ich von der historischen und politischen Dimension *rassistischer Diskriminierung* ablenken will (dazu komme ich noch), sondern weil es mir wichtig erscheint, erst einmal zu erkennen, dass und warum wir wohl *Alle* rassistische Tendenzen in uns haben. Einfach weil wir – auch bei bestem Willen –

den Andern gegenüber nur dann den erforderlichen Respekt erweisen können, wenn wir diese auch – zumindest ein wenig – kennen. Das war eine der Lektionen meiner ersten Reise nach „Schwarzafrika“ (wie man damals noch in Geographiebüchern lesen konnte).

Malawi 1969: Kleinbäuerliche Rationalität und ekstatische Dorftänze

Ich war begeisterungswillig und begeisterungsfähig, damals in Malawi. Ein ländliches Entwicklungsprojekt mit Möglichkeit zu Befragungen auf Dorfebene. Also ganz nah ran an die Realität „*on the ground*“. Wir als Studentengruppe bemäkelten die deutsche Expertenklave am Ufer des Malawisees, obwohl wir sie mindestens genauso genossen haben wie die Projektmitarbeiter und ihre Familien. Wir versuchten am afrikanischen „*Social Life*“ teilzunehmen, indem wir am Wochenende in lokale Musikbars gingen. Noch heute (nach 50 Jahren!) kann ich mich an der dort mit Kassettenrekorder aufgenommenen Livemusik begeistern. Die aufgekratzt alkoholisierte Stimmung der malawischen Junggesellenkollegen und der jungen Frauen, die *Saturday Night Feeling* mit einem kleinen Nebenerwerb zu verbinden suchten, hielt uns von ernsthafteren Gesprächen ab. Die Angst vor Tripper und / oder moralische Skrupel hielten uns (soweit ich das überschauen konnte) vor tiefergehenden körperlichen Kontakten ab. Das Verbindende blieben Musik und Tanz. Das *Verstehen* der „Anderen“ konzentrierte sich auf die empirische Feldforschung in den Dörfern: Wir lernten (zumindest annäherungsweise), wie die Bäuerinnen und Bauern lebten und auch wie sie darüber dachten. Zumindest, soweit es ihre landwirtschaftliche Produktion, ihre Ernährung, Gesundheits- und Wasserversorgung und ihren Kontakt zu den Behörden anbetrifft. Diese Schritte zum Verstehen der Anderen erwiesen sich als nicht ganz unwichtig bei der Vermeidung von gängigen technokratischen (oder doch auch ein wenig rassistischen) Vorurteilen gegenüber dem vermeintlichen „Traditionalismus“ der Kleinbauern. Ungetrüb von unserem wissenschaftlichen, auf's Verstehen gerichteten, Zugang zur Dorfbevölkerung empfanden wir alle es als ein Highlight unseres Aufenthalts, anlässlich der Beerdigung eines Chiefs der nächtlichen Feier der dörflichen Secret Society beizuwohnen. Eine Ehre, die wir unserm „Doktor“ (Medizinstudenten) im Team zu verdanken hatten, der sich im betreffenden Dorf nützlich gemacht hatte. Eine ganze Nacht mit sich immer wieder steigenden Trommelwirbeln, Maskentänzern. Manchmal etwas unheimlich, manchmal hocherotisch. Die kolonialzeitlichen Sanella-Afrikabilder meiner Kindheit wurden lebendig. Was den romantisch-traditionalistischen Blick aber irritierte war, dass die vorgetragenen Lieder teilweise zeitgenössisch-politischen Charakter hatten. Es ging um die britischen Kolonialherren, um Helden im Unabhängigkeitskampf, um Lokalpolitik und auch um Kritik am Verrat des Freiheitskampfes durch die neue politische Elite. Aktuelle gesellschaftliche Auseinandersetzungen gekleidet in althergebrachte Stilmittel. Bauern, die um eine Zugangsstraße und um die Wasserleitung kämpfen und wütend sind, dass der zuständige Minister seine eigene Ethnie bevorzugt. Die Übersetzung unseres malawischen Begleiters bewahrte uns vor einer rassistischen Reduktion dieser Menschen auf das uns als exotisch Faszinierende. Dass die Faszination – bis heute – dennoch blieb, ist schon allein dem ekstatischen Rhythmus der Musik zu verdanken. Persönlich blieb meine Afrikabegeisterung noch lange mit den so überaus freundlichen, aber doch ein wenig zu sehr uns Europäer bewundernden Malawiern verbunden. Deren Präsident hatte z.B. ein anfangs nur mit europäischen Lehrern bestücktes altsprachliches Gymnasium als Eliteschule einrichten lassen. Politisch aber standen wir alle hinter dem selbstbewusst afrikanischen „*Self-Reliance*“ Sozialismus von Julius Nyerere im Nachbarland Tansania. Frantz Fanons „*Die Verdammten dieser Erde*“ mit seinen Betrachtungen zur kolonial deformierten Psyche der Kolonialiserten hatten wir damals alle zur Vorbereitung gelesen. Wir hatten kapiert, was „*white supremacy*“ mit den Unterjochten (und unterbewusst wohl auch mit uns) anstellte. Ein gänzlich unbefangenes unschuldiges studentisches Völkerfreundschaftsgehabe („*wir sind alle gleich*“) war da nicht mehr so einfach möglich. Bei aller afrikanischen Herzlichkeit, bei allen verbindenden Jokes: Das Bestreben nach Wohlfühl-Gemeinsamkeit war nicht

immer so ohne weiteres herstellbar. Wobei die reale materielle Ungleichheit wohl nicht weniger schwer wog als die Last der kolonialen Vergangenheit.

„Kulturschock“ Indien 1972

Fünf Monate auf dem Landweg durch den Orient nach Indien: Das war unsere Belohnung für die bestandene Diplomprüfung, ein Statement, dass man den eigenen Lebensweg nicht allein dem Karrieredenken unterwerfen wollte, aber auch ein Erkundungstrip in Richtung entwicklungspolitische Zukunft. Vieles hat uns auf diesem Trip begeistert und noch heute sind mir die meisten Stationen sehr gegenwärtig. Dennoch: Nach zweieinhalb Monaten low-budget Reise durch Indien von Nord nach Süd waren wir froh, zu Weihnachten wieder nachhause zurückzukehren, in Amsterdam innerhalb von Sekunden ein Zugticket zu bekommen und ohne Gedränge und Kämpfe einen Sitzplatz einzunehmen und pünktlich loszufahren. Erstmals in meinem Leben wusste ich als Kritiker unserer kapitalistischen Leistungs- und Konsumgesellschaft die Vorzüge unserer abendländischen Zivilisation bewusst zu schätzen. Zum Vergleich: Nach der Rückkehr vom 3-monatigen Malawiaaufenthalt 1969 brauchte ich noch zwei Monate, um nicht mehr mit dem Leben in unserer großstädtischen, durchgeregelten Überflussgesellschaft zu fremdeln. In Indien aber lernte ich, was „Kulturschock“ bedeutet: Ein Befremden über die Andersartigkeit der besuchten Gesellschaft und die damit verbundenen Widrigkeiten, das umschlägt in genervt sein einerseits und rationalisierende Ablehnung andererseits. Du bist genervt von den hundert Bettlern und armseligen Händlern, die an deinem Hemd zupfen oder Dir was andrehen wollen und reagierst, indem Du beginnst das Kastensystem, die Ungerechtigkeit und die „arrogante Verantwortungslosigkeit“ der privilegierten Kasten zu verachten. Ist das nun Rassismus? Oder Eurozentrismus? Oder eine legitime Kritik an unerträglichen sozialen Missständen, Korruption etc. basierend auf einem Menschenrechts-Universalismus? Von Rassismus kann man sprechen, wenn das Frustgefühl in einer undifferenzierten Charakterisierung „der Inder“ oder „der indischen Eliten“ als korrupt und verantwortungslos zum Ausdruck kommt. Damit werden Ressentiments geschürt und von eigener kolonialer bzw. globaler Verantwortung für Missstände abgelenkt. Eurozentristisch erscheint mir z.B. eine Kritik am Kastensystem oder an „heiligen Kühen“, die sich nicht mit den historischen Hintergründen und der systemischen Logik dieser Phänomene befasst hat, die also nicht versucht hat, zu verstehen und dann zu bewerten. Legitim aber finde ich es z.B. Machtmissbrauch zulasten Schwächerer, nicht zur Bestechung fähiger als sozialen Missstand anzuprangern und nicht als „kulturelle Andersartigkeit“ zu akzeptieren, nur weil mich als angehöriger einer mitverantwortlichen wohlhabenden Gesellschaft Schuldgefühle plagen. Korruption als gesellschaftlich bedingt zu verstehen ist Voraussetzung für wirksame Korruptionsbekämpfung, darf aber nicht dazu führen diese zu rechtfertigen. Rassismusverdacht darf nicht dazu benutzt werden, Kritik an Missständen anderswo mundtot zu machen.

Nigeria 1974: Ethnizität in der Mensa und rassistische Werbung für Skin Lightener

Fünf Jahre später. Nigeria, 1974, kurz nach dem Bürgerkrieg („Biafra“). Als Doktorand an der Universität Ibadan, West-Nigeria, Zentrum des Yoruba-Volkes. Zwei bemerkenswerte Erfahrungen zum Thema Rassismus: In der Mensa sitzen stets die einheimischen Yoruba zusammen und an den andern Tischen die Auswärtigen jeglicher Hautfarbe: Ibos aus Ostnigeria, Libanesen und Europäer. Grenzziehung nach dem Kriterium „Locals“ versus „Strangers“. Wie an der Uni in München: Die Ortsansässigen mit deutlichem Platzhirschengehabe unter sich. - Eine etwas schockierende Bestätigung von Frantz Fanons Thesen von der psychischen Selbsterniedrigung der Kolonisierten fand ich überall an den riesigen Plakatwänden: „Be successful, be important, take xy Skinlightener!“ mit hübschen,

hellhäutigen Afrikanerinnen. Oder: „*Bright by Carlsberg*“, wobei sich das Helle des Biers in den Gesichtern spiegelte. Das war zur selben Zeit als nordamerikanische Schwarze diesem Selbstbild ihr „*Black is Beautiful!*“ entgegenhielten. Hier wurde der Zusammenhang zwischen Rassismus und kolonialistischer (Selbst-)Unterordnung auf makabre Weise deutlich. Aidichi, eine junge Nigerianerin mit langjähriger US-Erfahrung, beschreibt dieses Phänomen in ihrem Roman „*Americana*“ (ca. 2010) sehr anschaulich.

Rassismus und Interessen

Die Doktorarbeit einer ehemaligen Studentin (Cornelia Essner) wies am Beispiel der deutschen Afrikaforscher überzeugend nach, dass – historisch betrachtet – Rassismus weit mehr ist als „unschuldige“ Vorurteile gegenüber Andersartigen. Der rassistische Blick ist auch deutlich interessengebunden. So zeigten sich Afrikaforscher Mitte des 19. Jahrhunderts (wie etwa Heinrich Barth) noch stark beeindruckt von den zivilisatorischen Errungenschaften, der Architektur und der Qualität der gewerblichen Produktion in den bereisten Regionen. Demgegenüber stellten Reisende nach 1880 die bereisten Völker nur noch als rückständige und von Aberglauben beherrschte Primitive dar. Nur so ließ sich die gewaltsame koloniale Unterjochung als „zivilisatorische“ bzw. „christliche“ Mission rechtfertigen. Die generelle menschliche Neigung zu Stereotypen wurde also durch gezielte Verbreitung von Negativklischees in Richtung systematische Abqualifizierung der Unterjochten und Rechtfertigung des Kolonialismus bedient.

Fela Kuti und die „eurozentristischen Arschlöcher“ in der Berliner Philharmonie

Fela Kuti, „*no gentleman at all, African man original*“, trat bei einem Berliner Jazzfest Ende der 1970er Jahre mit den 25 Frauen seines Schreins in der Philharmonie auf. Ob man den „*African City Rock*“ als Jazz einordnen konnte, darüber ließ sich streiten. Ebenso darüber, ob man das mit den 25 Frauen mit kulturrelativistischem Schmunzeln quittieren oder feministisch anprangern sollte. Die Musik aber war für Freunde des westafrikanischen Jazzrock begeisternd, mitsamt der grandios stilisierten Macho-Performance von Fela. Als etwa vom dritten Song an jedes Stück von einem wütenden Pfeifkonzert – vermutlich seitens der Jazzpuristen – begleitet wurde und Fela mit seiner Band auf der Bühne regelrecht erstarrte, packte mich die Wut und ich fühlte mich berufen, als Afrophiler mit meiner lauten Stimme von den Rängen herunter ins Publikum zu rufen „*Ihr eurozentristischen Arschlöcher*“. Im Nachhinein denke ich, das Wort „eurozentristisch“ war in diesem Fall gut gewählt (zum Begriff „Arschlöcher“ kann ich - ohne definitorische Erörterungen - auch immer noch stehen). Rassismus war es nämlich m. E. nicht, weil es möglich sein muss, eine missfallende künstlerische Performance ohne Beachtung der Hautfarbe der Darbietenden angemessen zu missbilligen. Zumindest wenn man unterstellt, dass dieses Publikum bei Miles Davies in Begeisterungsstürme ausgebrochen wäre. Eurozentristisch aber ist es, wenn jemand seine eigenen Bewertungsmaßstäbe derart rigide an Künstler aus anderen Kulturkreisen anlegt, dass er sich berufen fühlt, diese lauthals niederzumachen, wenn jene diesen nicht genügen.

Sambia 1980er Jahre: Post-koloniales Selbstbewusstsein und klientelistische Unterwürfigkeit

Sambia Nordwest-Provinz war für mich 1982 die erstmalige Erfüllung des alten Wunsches, mal über längere Zeit in Afrika zu leben und zu arbeiten. Nicht in der Hauptstadt, nicht in einer weißen Enklave, sondern in einem kleinen Provinzstädtchen in einer Siedlung für sambische Regierungsbeamte und in einem sambischen Provinzplanungsamt. Überraschend war für mich – nach aller Sensibilisierung für Neokolonialismus und Rassismus – das souveräne Selbstbewusstsein der sambischen Administration. Es begann damit, dass ein deutscher Gutachter-Kollege an einem Montag mit Shorts (knie-lang, im britisch-kolonialen Stil) im Office auftauchte. Der Chef der Distriktverwaltung begrüßte ihn mit einem abfälligen „*are you on holiday today?*“. Die Besprechung konnte erst beginnen als er

„ordentlich“ (im Sinne einer kolonialistisch beeinflussten, aber souverän angeeigneten Kleiderordnung) bekleidet war. Auch bezüglich der Verwendung von Projektmitteln (die über das sambische Budget flossen) mussten nicht wir Deutsche uns um „Augenhöhe“ bemühen. Die Kollegen (-innen waren damals noch eine Seltenheit) an der Spitze der Provinzverwaltung und die Politiker im Provinzparlament ließen uns nie im Zweifel, wer hier die Budgethoheit hatte. „*Victors in the struggle for the right, we won freedoms fight. All, one proud and free!*“ zu Beginn jedes Meetings in der Nationalhymne gesungen. Eine Realität, die heute manche Vertreter einer „postkolonialistischen“ Perspektive etwas falsch einschätzen. – Postkoloniale rassistische Unterordnung glaubte ich anfangs immer zu erkennen, wenn Afrikaner bzw. Afrikanerinnen in den Dörfern mich untertänigst mit halbem Kniefall und Händeklatschen begrüßten. Peinlich! Bis ich erkannte, dass sie das gegenüber älteren sambischen Kollegen und natürlich gegenüber ihrem Chief genauso machten. Weshalb ich mich dazu durchrang, meinerseits traditionellen Würdenträgern auf diese Weise Respekt zu bekunden. Darauf, dass die mit solchen Begrüßungsritualen oft verbundene Lobhudelei („*we are so grateful, that you care for us!*“ „*We really like to learn from your experience*“) Teil des üblichen Beziehungsverhaltens gegenüber einem Patron in klientelistischen Verhältnissen und kein Zeichen rassistischer Subordination ist, war ich bereits durch ethnologische Studien vorbereitet. Man wollte sich dadurch potenzielle Unterstützer, also Zugang zu wichtigen Ressourcen, warmhalten.

Ethnizität und Rassismus

Vorurteile gegenüber Anderen, verbunden mit Diskriminierung und sich bis zum Hass hin steigernd gibt es nicht nur zwischen Weiß und Schwarz. Das habe ich schon am Beispiel der – mittlerweile überwiegend humorvoll gepflegten - Animositäten zwischen Bayern und „Preußen“ angedeutet. In Nigeria, aber auch in Sambia, waren die entlang ethnischer Identitätszuschreibungen geführten Konflikte um Zugang zu Ressourcen (z.B. Rohstoffeinnahmen) oder Stellen im Staatsdienst alltägliches Thema von Debatten. Wer in Afrika gelebt hat, weiß, dass „Ethnizität“ ein unterschiedlich gravierendes, aber reales und lokal heiß debattiertes gesellschaftspolitisches Problem ist und kein europäisches Vorurteil. Dass dieses Problem in vielen Ländern durch kolonialistische Zuordnungen von Menschen zu Ethnien eher verschärft als gemildert wurde ist auch ein Teil dieser Realität. Es ist ein Resultat der Staatskunst mancher afrikanischen politischen Führer der nachkolonialen Phase, dass es in Ländern wie Sambia oder Tansania unter dem Motto „*Nation Building*“ gelang, solche Ressentiments auf die Ebene von „*joking relationships*“ herunter zu kochen, während diese anderswo – nicht zuletzt in parlamentarischen Mehr-Parteien-Demokratien (z.B. Kenia) durch ethnisch geführte Wahlkämpfe – immer wieder an den Rand des Abgrunds von Bürgerkriegen führten. Ressentiments gegenüber als andersartig empfundenen Bevölkerungsgruppen, sei es aufgrund naiver Pauschalurteile oder durch Interessen geschürt, sind offensichtlich nicht begrenzt auf Hautfarbenunterschiede, sondern lassen sich zwischen beliebig (z.B. auch qua Religionszugehörigkeit) sich abgrenzenden „Wir-Gruppen“ schüren. Sie alle entsprechen dem Muster von rassistischer Diskriminierung. John Steinbeck beschreibt, wie eine von Hass erfüllte Diskriminierung, wie wir sie aus dem US-amerikanischen Weiß-Schwarz-Konflikt kennen, in ganz ähnlicher Weise das Verhältnis zwischen alteingesessenen Kaliforniern und hellhäutigen, amerikanischen Zugewanderten aus Oklahoma („*Oakies*“) prägte. Biologistische Zuschreibungen wie das Konstrukt „Rasse“ sind zwar eine verbreitete Ideologie zur Begründung von Rassismus, aber sie eignen sich nicht als Eingrenzung dessen, was wir als Rassismus beobachten können. Für diesen muss jede gefühlte Form von Andersartigkeit erhalten. Davon zeugt nicht zuletzt der Anti-Semitismus.

Neugierde gegenüber Fremden – „Revanche-Rassismus“

Das führt zu der Frage, ob ich als Weißer in Afrika mich „rassistisch“ wahrgenommen oder gar diskriminiert gefühlt habe. Natürlich wurde mir überall dort, wo Weiße selten auftauchten „Msungu“ oder

„Chindele“ hinterhergerufen, vor allem, aber nicht nur, von Kindern. Natürlich wurde ich überall erstmal gefragt, wo ich herkomme. Was mir die natürlichste Form der Kontaktaufnahme erschien, auch in Berlin, wenn mein Akzent auch nach 45 Jahren verrät, dass ich von anderswo herkomme. Nachvollziehbar erschien mir auch, wenn Kinder oder Alte meine Haut oder mein Haar testend neugierig befühlten. Verärgert und besorgt war ich einmal, als ein angetrunkener Polizist mich mit vorgehaltener MP die belebte Hauptgeschäftsstraße Lusakas bis zur Polizeiwache vor sich hertrieb, nachdem ich ein falsches Gebäude fotografiert hatte. Machtdemonstration gegenüber den einstigen Unterdrückern. Selten passierte es mal, dass ich mit rassistischen Beschimpfungen aus einer Kneipe vergrault wurde. Als Privilegierter, mit dem Bewusstsein der historischen Schuld als Europäer belastet, nahm ich solche Ausgrenzungen nicht persönlich. Ich hätte es als lächerlich empfunden, mich durch solche Ausgrenzung als Mensch gedemütigt zu fühlen. Das weist darauf hin, dass Rassismus eines Aggressors gegenüber einer unterjochten und ausgebeuteten Gruppe eine andere Qualität hat als der „Revanche“-Rassismus der (einst) Unterjochten und immer noch ökonomisch Diskriminierten. Ich finde es trotzdem unangemessen, solch reaktive Stigmatisierung, Diskriminierung und womöglich Gewalt seitens der (einst) Unterdrückten nicht als Rassismus zu bezeichnen², sofern dieser „Revanche-Rassismus“ pauschal nach Andersartigkeit vorgeht und nicht zwischen verantwortlichen und anderen Akteuren zu differenzieren versucht. Ich denke dabei z.B. an die gewaltsame Vertreibung der Inder aus Uganda in den 80er Jahren, möchte aber auch auf die sehr komplexe Begründungsstruktur des Antisemitismus („Juden als mächtige globale Eliten“) verweisen.

Rassismus und Sex

Ein heikles Thema waren immer die Beziehungen zwischen weißen Männern und schwarzen Frauen. Dabei war nicht die Hautfarbe der delicate Aspekt. Entscheidend war vielmehr, dass wir (meist) hellhäutigen Entwicklungsfachleute bzgl. Status und Einkommen zur Oberschicht gehörten, es sich bei den unverheirateten schwarzen Frauen aber meist um sehr schlecht verdienende Angehörige der unteren Mittelschicht von Krankenschwestern, Lehrerinnen, Sekretärinnen, manchmal auch von nicht viel besser gestellten jungen Akademikerinnen handelte. Diese Beziehungen standen also – oft nicht ganz zu Unrecht – unter Opportunismusverdacht: Sex gegen Teilhabe an einem besseren Leben. Ich gehörte zu jenen, denen – obwohl alleine ausgereist – diese Beziehungsstruktur unbehaglich war, der auch einschlägige Vermittlungsversuche meiner sambischen Kollegen ausschlug, der aber leidenschaftlich gern Samstagabend in der Bar wild tanzte. „*Strange man! You waste half night dancing with him; and then he disappears silently alone!*“- „*Maybe he is a racist! Going only for white women!*“ hieß es dann manchmal. Die Kombination zwischen krassen sozioökonomischen Unterschieden und Hautfarbenunterschieden blieb immer ein diffiziles Spannungsfeld für all jene, die sich einigermaßen integrieren wollten. Man fand seinen spezifischen Umgang damit, seine Rolle. Manchmal kamen die kulturkonservativeren weißen Bossmen, die aus Sicht von uns Progressiveren eine peinlich kolonialistische Duftnote ausströmten, bei den Sambiern besser an, als wir Liberalen mit unserem Zwiespalt zwischen egalitärer Haltung und inegalitärer Realität. Bei der Aufarbeitung interkultureller Probleme bei studentischen Forschungsaufenthalten stellte es sich oft heraus, dass sich die Schwierigkeiten auf das Verhältnis zu als Interviewer und Übersetzer angestellten lokalen Studierenden bezogen. Unsere Studis wollten freundschaftliche Beziehungen auf gleicher Augenhöhe. Die von ihnen unter Vertrag genommenen Übersetzer*innen sahen neben all den interessanten Begegnungen auch immer die materiellen Unterschiede und wollten als Arbeitnehmer das bestmögliche für sich herausholen. Was zu Missverständnissen und Enttäuschungen führte und oft kulturell und damit tendenziell rassistisch missinterpretiert wurde. Ähnliches gilt für die vielfältigen Versuche des egalitären Umgangs mit Hauspersonal, welche von Herstellung eines formalisierten

² Es gibt bei Vertreter*innen des „postkolonialen Diskurses“ Bestrebungen, den Begriff „Rassismus“ auf die Haltung von sozial Stärkeren gegenüber Untergeordneten („*subordinates*“) einzugrenzen.

Arbeitnehmerverhältnisses über quasi-familiäre Einbindung mit Patenschaften bis hin zur Verweigerung derartiger Abhängigkeitsverhältnisse reichten. Letzteres war auch nicht frei von Problemen, wurde es doch von verzweifelt Arbeit suchenden als Geiz missinterpretiert („*he doesn't want to share his wealth with us*“). Es gibt halt doch kein richtiges Leben im Falschen.

Bei all den skizzierten Spannungsverhältnissen: Ich fühlte mich sehr wohl in Sambia, kam allem Hörensagen nach auch gut im sambischen Kolleg*innenkreis an. Aber meine Rolle als Privilegierter in jener doch an Perspektiven armen Gesellschaft war keine, in der ich auf Dauer hätte leben mögen. Auch dann nicht, als ich ziemlich „*colour blind*“ geworden war und meine persönliche Haltung in all den Widersprüchen gefunden hatte. Rassismus ist immer auch unter Berücksichtigung von ökonomischen Ungleichheiten zu betrachten.

Idealismus und Rassismus

Bei europäischen Kolleginnen und Kollegen, insbesondere bei ursprünglich idealistischen Entwicklungshelfern, fiel mir nicht selten auf, dass unter denjenigen, die als besonders idealistische, z.T. anti-imperialistische „Entwicklungshelfer*innen“ ausgereist waren, der Anteil derer, die zu frustrierten, teilweise zynischen und zu rassistischen Pauschalisierungen über „die Afrikaner“ neigten besonders hoch war. Jene, die voller Enthusiasmus über den Ujamaa-Sozialismus nach Tansania gegangen waren, um an dessen Aufbau mitzuwirken (wo doch in Deutschland das mit dem Sozialismus aussichtslos erschien), waren es, die es am Ende den Afrikanern und ihrer Mentalität anlasteten, dass es mit dem Sozialismus aufgrund der Korruption und des Schlendrians der Genossenschaftsfunktionäre nicht voranging. Je weltfremder der Idealismus, umso weniger konnten die Frustrationen gesellschaftsanalytisch verarbeitet werden, umso mehr mussten vermeintliche kulturspezifische Eigenschaften als Sündenbock herhalten.

Anti-rassistische Wissensvermittlung über Probleme in Afrika

Inzwischen war ich als Lehrender und Schreibender auch in die Rolle geraten, über „die Anderen“, über Afrika und die Afrikaner*innen zu berichten. Was kaum geht ohne zu bewerten. Vor meinen längeren Afrikaaufenthalten, vor der Naherfahrung mit afrikanischer Politik und Bürokratie war das einfach. Für mich als überzeugtem Dependenztheoretiker waren damals die Afrikaner Opfer des Imperialismus und der ausbeuterische metropolitane (also weiße) Kapitalismus der Täter. Das ließ sich in dieser schlichten Klarheit angesichts der Ergebnisse der Nigeria-Forschung und der Erfahrungen als Mitarbeiter der sambischen Regierung nicht mehr aufrechterhalten. Phänomene wie Korruption, Nepotismus, klientelistische Misswirtschaft, Selbstbereicherung der politischen Eliten ließen sich bei Versuchen, die Ursachen von Armut zu benennen nicht mehr ignorieren. Die „Verknüpfung von externen und internen Ursachen“ wurde zum plausiblen Erklärungsmuster für die anhaltende Misere in den meisten afrikanischen Ländern. Davon ausgehend, dass dies von der Sachanalyse her in etwa zutreffend ist, wie stelle ich dann die internen politischen Faktoren gegenüber einem internationalen Publikum, gegenüber Berliner Studierenden dar, ohne dabei gängige rassistische Vorurteile zu bedienen? Ist es also rassistisch, über Missstände in anderen Gesellschaften zu berichten? Muss ich mich als weißer Angehöriger einer Nation mit kolonialistischer Vergangenheit einer Benennung oder zumindest einer Bewertung solcher Missstände enthalten? Meine Überlegungen zu dieser Frage mündeten darin, dass das gar nicht gehe. Entweder ich müsste etwas, was ich verstanden zu haben glaube und was mir für ein sinnvolles politisches Handeln wichtig erscheint verschweigen. Was einem Lügen gleich käme, wenn ich mich nicht gänzlich zum Schweigen verurteilen würde. Zu schweigen ist aber auch keine Lösung, wenn man davon ausgeht, dass wir in einer globalen Informationsgesellschaft leben, in der ein Verstehen der Welt nur durch vielfältige (interne und externe) Perspektiven möglich ist. Was jedoch bei Kommunikation wichtig ist, ist nicht nur das Objekt, den Sachverhalt, zu betrachten, sondern auch das Subjekt, die Adressaten zu berücksichtigen. So bemühte ich mich bei

Artikeln, Vorträgen, bei der Lehre, bei Erzählungen über Afrika stets um die Einhaltung folgender Regeln:

- Stets die objektiven historischen und strukturellen Verursachungszusammenhänge von Missständen wie Korruption nachvollziehbar zu machen, um dadurch die Falle subjektiver und damit tendenziell rassistischer Schuldzuschreibungen zu vermeiden.
- Stets Vergleiche mit ähnlichen Erscheinungsformen hier („Kölner Klüngel“, Beispiele klientelistischer Politik in Bayern, Ineffizienz unserer Hochschul- oder EZ-Verwaltung, Korruptionsbeteiligung hiesiger Firmen) mit einbeziehen, um dadurch die benannten Missstände nicht als „typisch afrikanisch“ erscheinen zu lassen. Generell: Nicht allein auf das Besondere im andern Land fokussieren, sondern immer auch das Allgemeine dahinter erkennbar werden lassen.
- Stets auch die relativen Stärken herausarbeiten und würdigen. Verstehen Anderer kann nicht erzeugt werden, wenn ich *allein* die zu lösenden Probleme ins Zentrum stelle und sei dies in der besten analytischen Absicht. Eine einseitige Hervorhebung der Stärken und Potenziale – wie sie in wohlmeinenden Kreisen oft empfohlen wird – ist aber dem Ziel des Verstehens genauso wenig förderlich und gerät leicht in Gefahr eines paternalistischen „positiven Rassismus“, der die Anderen als so schwach und schonungsbedürftig ansieht, dass er diesen nicht einmal eine Konfrontation mit eigenen Einschätzungen zumuten will bzw. glaubt, deren Probleme tabuisieren zu müssen.

Auf Basis dieser Grundsätze habe ich z.B. gewagt, in meinem Schulbuch über „Afrika im Zeichen der Globalisierung“, ein Kapitel mit der Überschrift „in Afrika wird schlecht regiert“ zu betiteln. Nicht ohne dabei zu verdeutlichen, dass dieses wohl von der überwältigenden Mehrheit der afrikanischen Staatsbürger*innen beklagte Phänomen entscheidend dadurch mitverursacht wird, dass die westlichen Industrieländer weiterhin durch Freihandelsabkommen und Investitionsinteressen diese Länder im Zustand der Rohstoffabhängigkeit halten und dass diese an der dortigen Korruption maßgeblich beteiligt sind.

Rassismus im Post-Apartheid Südafrika

Die Darstellung der Rassismus-Erfahrungen in Südafrika, dem Paradiesland für rassistische Diskriminierung, wäre eine eigene Erzählung wert. Rassismus lebt angesichts der fortwährenden Ungleichheiten und daraus resultierender gesellschaftlicher Spannungen trotz Beseitigung der offiziellen politischen und rechtlichen Rassendiskriminierung weiter. Die Bemühungen nicht nur der ANC-Regierung in den Anfangsjahren um eine nicht-rassistische multi-kulturelle „Regenbogen-Gesellschaft“ in den ersten Jahren nach Ende der Apartheid unter Nelson Mandela sind Legende. Ich lebte und arbeitete dort in jenen Jahren. Gelebt habe ich – wie fast alle europäischen Kolleginnen und Kollegen – separiert in einem der von Weißen bewohnten Vororte Pretorias. Gearbeitet habe ich gut integriert in einem südafrikanischen Ministerium. Dies korrespondierte weitgehend mit dem - bis heute vorherrschenden - Muster des Zusammenlebens: Die Wohngebiete der verschiedenen Bevölkerungsgruppen blieben weitgehend voneinander getrennt. Das hat viel mit Einkommensverteilung und Grundstückspreisen zu tun. Dass aber auch die neuen wohlhabenden und Besitzenden schwarzen Mittel- und Oberschichten überwiegend „unter sich“ wohnen, weist daraufhin, dass die sozialräumliche Integrationsbereitschaft nicht stark ausgeprägt ist. Bei einer Tagung über städtische Raumstrukturen referierte ein südafrikanischer Kollege mit indischen Wurzeln: „*Now, that people have the freedom of free settlement, most chose to keep apart*“. Ein Rundfunkjournalist meinte dazu mit sanfter Ironie: „Im Regenbogen sind doch die Farben auch nicht durchmischt“. Anders am Arbeitsplatz, zumindest beim Staat und in zivilgesellschaftlichen Organisationen: Dort durchliefen alle Beschäftigten Kurse im „multikulturellen Management“. Ich war schwer beeindruckt, wie professionell, kollegial und konstruktiv sachorientiert bei uns im Ministerium ehemalige ANC-Freedom Fighters und ehemalige burische Vollzugsbeamte des Apartheidregimes zusammenarbeiteten. Zu privaten Grillparties eingeladen (Grillen

ist eine Lieblingsbeschäftigung von Südafrikanern aller Hautfarben und Geschlechter) fand man aber die diversen Herkunftsgruppen alsbald in separaten Grüppchen. Ein Muster, das wir auch in Deutschland kennen.

„Colour blind“ war bei nicht-weißen Südafrikaner*innen ein positiv besetzter Begriff für nicht rassistisch. Ich erfreute mich im südafrikanischen Kollegenkreis des Rufs der „Colour-blindness“. Worüber ich in dem mit Rassismus-Tretminen gespickten Terrain Südafrikas froh war. Für mich bedeutete es, dass Hautfarbe im alltäglichen Umgang mit den Kolleg*innen keine Rolle spielte. Was wohl für uns europäische Weiße leichter war als für die durch die Apartheid-Geschichte belasteten weißen Südafrikaner*innen. Wer „colour-blind“ ist, diskriminiert auch nicht nach Hautfarbe, auch nicht positiv. Das ist wahrscheinlich der Grund dafür, dass heute nicht-weiße Minderheiten in Europa und USA Vorbehalte gegenüber „colour blindness“ äußern, weil sie als Opfer von Diskriminierung besondere Aufmerksamkeit erfahren wollen. Was mir im Sinne einer anti-rassistischen Politik recht zweischneidig erscheint.

Eine bemerkenswerte Erfahrung bei Überwindung rassistischer Vorurteile in Südafrika war der Einsatz ghanaischer und tansanischer Kollegen bei Trainingskursen zum Thema Entwicklungsplanung bei überwiegend hellhäutigen Kursteilnehmer*innen einer südafrikanischen NGO in den Anfangsjahren nach Ende der Apartheid. Dass man von dunkelhäutigen Lehrern aus als unterentwickelt angesehenen afrikanischen Ländern komplizierte Planungsmethoden auf didaktisch überzeugende und oben-dreiein unterhaltsame Weise vermittelt bekam löste nach anfänglicher Irritation bald Begeisterung und bei Vielen auch eine nachhaltige Infragestellung eingefleischter Vorurteile aus.

Meine persönlichen „Lessons Learnt“

All dies waren nun Beobachtungen und Reflektionen zum Thema Rassismus aus der Perspektive eines älteren weißen Mannes. Mir ist klar, dass die unter Rassismus leidenden eine andere und politisch wichtigere Perspektive auf das Problem haben. Ich hoffe aber gezeigt zu haben, dass auch Weiße Perspektiven und Reflektionen einen nicht ganz unwichtigen Beitrag zum Diskurs über Rassismus leisten können. So legitim bei rassistischer Diskriminierung und Gewalt das Täter – Opfer Schema ist, es genügt nicht, um die gesamte Problematik rassistischer Wahrnehmungen und Haltungen auszuleuchten.

Ich bin bei meinen Reflektionen zu dem Ergebnis gekommen,

1. dass ein latenter Rassismus in Form rassistischer Wahrnehmungen und Haltungen in uns allen steckt (mit „uns“ meine ich allen Menschen),
2. dass dieser durch bestimmte historische Bedingungen und politisch-ökonomische Interessen mobilisiert und verschärft, aber auch eingedämmt werden kann (weshalb der aktuelle Rassismus seitens Weißer gegen Schwarze, ebenso wie der Anti-Semitismus als spezielle historische Ausprägungen von Rassismus zu sehen sind),
3. dass ein Rassismus unterprivilegierter Gruppen gegen die Privilegierten zwar legitimer erscheint, aufgrund identitätsbezogener und pauschaler Schuldzuschreibungen aber trotzdem problematisch und als „Rassismus“ zu bezeichnen ist,
4. dass dieser sowohl durch eine humanistische Common Sense Grundhaltung („es gibt überall solche und solche“) als auch durch Aufklärung über andere Gesellschaften (gegen Pauschalurteile) sowie über die eigentlichen Problemursachen (z.B. ökonomische Ursachen von erhöhter Korruptionsneigung von Beamten in anderen Ländern) eingedämmt werden kann,
5. dass wir diesen latenten Rassismus bekämpfen müssen, weil er leicht zur Basis für rassistische Diskriminierung und Gewalt werden kann.

Ich halte es aber dennoch für geboten, nicht alle Erscheinungsformen von Rassismus in einen Topf zu werfen und mit einem Gestus der Schuldzuweisung undifferenziert anzuklagen. Eine uninformierte

Unterstellung, dass eine anders aussehende Person nicht von hier sei, ist sowohl in ethischer Hinsicht als auch bzgl. der Wirkungen auf die betroffene Person anders zu beurteilen als eine Verweigerung des Zugangs zu einer Wohnung oder einem Arbeitsplatz oder eine hasserfüllte Beleidigung.

Deshalb erscheint es mir wichtig zu differenzieren zwischen

- **Rassistischen Wahrnehmungsmustern** („wo kommst Du her?“, „Du sprichst aber gut deutsch!“, „für mich seht Ihr alle gleich aus“): Diese mögen die Betroffenen nerven, resultieren aber i.d.R. nicht aus mangelndem Respekt, sondern aus tradierten Wahrnehmungsmustern, die sich noch nicht auf neue durch zunehmende Diversität gekennzeichnete demographische Realitäten umgestellt haben. Hier ist Sensibilisierung gefragt.
- **Rassistischen Vorurteilen** („Moslems neigen zu Fundamentalismus und Terrorismus“): Diese sind in ihrer Pauschalisierung tendenziell (oft implizit) herabwürdigend und deshalb geeignet Ressentiments zu schüren, resultieren aber oft aus Unwissenheit über „die Anderen“ und einer unaufgeklärten Verabsolutierung der eigenen Normen und Lebensweisen. Hier ist der Erwerb einer differenzierenden und verstehen wollenden Grundhaltung (geht – wie ich am Beispiel meiner Eltern zeigen wollte – auch ohne höhere Bildung), ergänzt durch Wissen und Aufklärung gefragt.
- **Rassistischer Herabwürdigung und Diskriminierung**: Diese ist explizit durch eigenes Überlegenheitsgefühl und Ablehnung der „Anderen“ gekennzeichnet. Hier kommt Feindseligkeit ins Spiel. Diese Form von Rassismus ist verletzend und benachteiligend für die Betroffenen. Sie verletzt das Gleichheitsgebot und muss deshalb politisch und juristisch bekämpft werden.
- **Rassistischer Hass und Gewalt**: Diese ist die extreme Ausprägung rassistischer Diskriminierung, bedarf wohl keiner weiteren Kommentierung und ist strafrechtlich zu verfolgen.

Fazit

Ich hoffe, diese Differenzierung konnte zeigen, dass zwar einerseits ein Zusammenhang zwischen den verschiedenen Formen derart besteht, dass die generelleren und harmloser erscheinenden erstgenannten Formen den Nährboden für die substanziell diskriminierenden oder gar tödlichen menschenrechtswidrigen Formen bilden, dass es aber problematisch wäre, diese deshalb in dieselbe Schublade zu stecken. Es handelt sich um ethisch und rechtlich sehr unterschiedlich zu bewertende Sachverhalte. Aus Vorurteilen kann zwar Hass und Diskriminierung erwachsen. Wer aber Vorurteile mit Hass und Diskriminierung gleichsetzen will, kriminalisiert Vorurteile bzw. unterinformierte Wahrnehmungsmuster und verharmlost damit Diskriminierung, Hass und Gewalt. Subjektive Betroffenheit ist wichtig. Sie ist zur Kenntnis zu nehmen und zu respektieren. Sie kann aber nicht das einzige und zentrale Bewertungskriterium einer Handlung sein. Auch naive Fahrlässigkeit kann wehtun, ist aber dennoch was anderes als böswillige Diskriminierung.

Auch schräge Wahrnehmungsmuster, Vorurteile und unangemessenen Umgang mit Diversität gilt es zu bekämpfen. Dafür eignen sich Pädagogik, Information, Wissenschaft, nicht aber Schuldzuweisungen. Diskriminierung, Äußerungen von Hass und Gewalt aber sind schuldhaftes menschenrechtswidriges Verhalten, die mit allen rechtsstaatlichen Mitteln zu unterbinden sind. Es gilt zu unterscheiden! Auch hier!